

SALZWASSER IM BLUT

Grant Harris war die Seefahrt nicht in die Wiege gelegt worden, er stammte nicht aus einem Clan namhafter Fischer und folgte keiner Familientradition. Aber er begründete eine neue, so viel ist mal sicher.

Grant, 1933 in Seattle geboren, hat seinen Vater, einen Stahlarbeiter, nie kennengelernt. Seine Eltern hatten sich scheiden lassen und waren ihre eigenen Wege gegangen, bevor er das Licht der Welt erblickte.

Obwohl er in Seattle aufwuchs, einer Hafenstadt mit einer großen Fischereiflotte, behielt er lange festen Boden unter den Füßen. Er verdiente seinen Lebensunterhalt als Automechaniker und arbeitete auf dem Bau. Erst 1961, mit 27 Jahren, heuerte er das erste Mal auf einem Schiff an. Über Kanus und Ruderboote war er bis dahin nicht hinausgekommen.

Sein erstes Schiff war die *Reefer II*, ein Frachter, der auf See tiefgekühlten Fisch bei den Trawlern abholte und zu den Fischfabriken in Alaska brachte. Auf seinen fünfjährigen Sohn Phil wirkte der Abschied des Vaters wie der Aufbruch zu einem großen Abenteuer.

»Es war ein knochenharter Job, aber wenn man jung ist, macht einem das nicht so viel aus. Für mich galt immer: Je härter es wurde, desto größer war auch die Herausforderung.«

Grant Harris

Sechs Monate dauerte Grants erste Fahrt, sechs Monate ohne Frau und Sohn, das tat weh. In den folgenden Jahren sollten noch viele solcher langen Reisen folgen. Die Familie gewöhnte sich an den neuen Rhythmus, und Grant lernte, was es bedeutete, ein Fischer zu sein. Doch kaum hatte er seine Liebe zur See entdeckt, verlor er die größte Liebe seines Lebens. 1964 starb seine Frau Phyllis mit gerade einmal 27 Jahren an Hautkrebs.

Phil, acht Jahre alt, war am Boden zerstört, in seinem Leben klappte plötzlich ein Loch, das nicht mehr zu füllen war. Weil sein Vater stets die Hälfte des Jahres auf See verbracht hatte, war die Bindung zu seiner Mutter umso stärker geworden. Ein Band, das Phil für unzerstörbar gehalten hatte.

Seine beiden Großmütter versuchten, ihn wieder aufzurichten. Ersatzmütter wollten sie sein, jeder Besuch von Phil sollte etwas Besonderes sein. Sie überhäufte ihn mit Geschenken, wachten über seine Hausaufgaben und pflegten ihn hingebungsvoll, wenn er sich eine Erkältung eingefangen hatte. Sie waren immer für ihn da – besonders wenn Grant auf See war.

Um seinem Sohn den Halt der gewohnten Umgebung nicht zu nehmen, behielt Grant das Haus der Familie in Bothell, auch wenn jedes einzelne Zimmer ihn daran erinnerte, wie sehr ihm seine Frau fehlte. Bothell sollte der einzige Ort sein, den Phil je sein Zuhause nannte. Das Städtchen liegt zwölf Meilen nordöstlich von Seattle und hatte rund 2200 Einwohner, als er noch ein Kind war. Ein ruhiger Ort, die meisten Bürger zählten zur Mittelschicht und verdienten ihren Lebensunterhalt in der Industrieproduktion oder der Forschung und Entwicklung.

In Bothell zu bleiben hatte für Phil einen wichtigen Vorteil: Er konnte weiter zur selben Schule gehen und behielt auch seinen Freundeskreis. Trotzdem war Grant klar, dass er ohne Phyllis noch mehr für seinen Sohn tun musste. Als alleinerziehender Vater musste er sein eigenes Leben umkrempeln; monatelang in Alaska zu arbeiten, das war keine Option mehr.

Weil er aber seine Liebe zur See nicht komplett aufgeben wollte, fand er eine Kompromisslösung: Anstatt weiter für andere zu schufteten, wollte er sein eigenes Schiff haben und nur noch dann rausfahren, wenn es ihm passte. Mit einem Kompagnon namens Ralph Shumley charterte Grant zunächst ein Boot für den Lachsfang in der Bristol Bay. Rechtzeitig zum Beginn der Saison im Juni nahm er Phil aus der Schule, damit er seinen Vater auf der Reise nach Norden begleiten konnte.

Das Unterfangen verlief derart erfolgreich, dass Grant schon nach zwei Jahren den nächsten Schritt ins Auge fasste – er wollte sein eigenes Schiff kaufen. Der Plan war so lange gut, bis Grant anfang, sich genauer mit dem Markt zu befassen. Denn keines der angebotenen Schiffe genügte seinen Qualitätsansprüchen. Und alle übertrafen den Preis, den er zu zahlen bereit gewesen wäre.

Also legte sich Grant einen neuen Plan zurecht: Er würde sich ein eigenes Boot bauen. Die Konstruktionspläne ließ er von einem Schiffbauer zeichnen, als Material wählte er Alaska-Zeder.

Tagsüber verdiente Grant sein Geld als Zimmermann oder mit Aushilfsjobs, abends und am Wochenende arbeitete er am Ufer des Lake Union an seinem

Schiff. Alles, was er bisher als Handwerker gelernt hatte, kam jetzt diesem Projekt zugute.

Oft ging ihm dabei ein junger Helfer zur Hand: Nach der Schule und an Samstagen und Sonntagen kam Phil mit runter zum See und wurde Zeuge, wie das neue Schiff Gestalt annahm. Für den zehnjährigen Jungen, der den Verlust seiner Mutter noch immer nicht verarbeitet hatte, war das eine wichtige und wertvolle Form der Therapie. Was ihn schließlich von seiner Trauer befreite und ihn aus seiner Einsamkeit rettete, war die Verlockung eines Lebens auf See.

»Als ich das Schiff baute, übernahm Phil Lackierarbeiten und andere einfache Aufgaben, die er in seinem Alter schon schaffen konnte. Hauptsache, er war bei mir. In dem Alter kannst du einen Jungen nicht sich selbst überlassen. Seine Mutter war nicht mehr da, deshalb musste ich immer wissen, was er gerade machte.«

Grant Harris

Am Ufer des Sees war Phil bald schon bekannt wie ein bunter Hund. Er kletterte von einem Kahn auf den nächsten und saugte alles auf: die Geschichten vom Leben auf See, die Gerüche auf dem Wasser, das Knarzen und Ächzen der Schiffe. Eindrücke, die sich im Kopf des Jungen festsetzten.

Grant brauchte gerade einmal sieben Monate, um das Schiff seiner Träume zu vollenden. Er taufte es auf den Namen *Provider*, in der Hoffnung, dass es für ihn und Phil genau das sein würde: der Versorger, der Ernährer. Grant ließ das Boot auf einen Frachter laden und nach Norden bringen, in die Bristol Bay. Mit zehn Meter Länge und etwas mehr als drei Meter Breite entsprach es genau den Bestimmungen für die Lachsfischerei vor Ort. Grant suchte sich einen Job in einer Fischfabrik und erledigte die letzten Arbeiten an seinem Schiff nach der Schicht am Abend. Als die Saison für Königslachs im Juni offiziell eröffnet wurde, lief die *Provider* von Nushagak zu ihrer ersten Fahrt aus. An Bord die beiden Eigner, Grant und Shumley – und ihr jüngstes Crewmitglied Phil.

Für Phil war es der Beginn seines Lebens als Fischer – und er hasste jede Minute. Es ging schon damit los, dass die Lachssaison zur selben Zeit begann wie die Baseballsaison. Phil liebte den Sport über alles und wäre lieber wieder in Bothell gewesen, um mit seinen Freunden zu spielen. Als wäre das nicht schlimm genug gewesen, wurde er auch noch seekrank. Die Wellen der Bristol Bay waren nichts im Vergleich zu den Monstern, die ihm später auf der Beringsee begegnen sollten, aber sie waren allemal heftiger, als er es in

seinem Alter vertragen konnte. Er wurde seekrank. Und für ihn gab es nur ein Mittel dagegen – schlafen. Er versuchte, so oft es nur ging, die Augen zuzumachen. Ein Luxus, den er sich als erwachsener Fischer nie wieder würde leisten können.

Grant dachte allerdings nicht daran, seinen Sohn vor der Küste Alaskas spazieren zu fahren. Stattdessen ließ er ihn jeden nur denkbaren Job auf dem Boot machen, von der Vorbereitung der Köder bis zum Ausladen des Fangs im Hafen.

»Mein Großvater hatte nicht die geringste Ahnung, wie man ein Kind erzieht. Also hat er seinen Sohn zum Malocher erzogen.«

Jake Harris

Grant beließ es nicht bei der Lachsfischerei. Nach dem Ende der Saison fuhr er bis nach Togiak, ganz im Norden der Bristol Bay, um Hering zu fangen. Er handelte mit Lachsrogen, erledigte Zubringerdienste für andere Fischer, lieferte ihren Silberlachs in den Fischfabriken ab und verdingte sich als Skipper auf fremden Schiffen.

In seinen vielen Jahren auf See hat sich Grant den Respekt der anderen Fischer erworben. Bewundert wurde er vor allem für seine Gelassenheit, die er selbst dann nicht verlor, wenn die Lage wirklich heikel wurde. Zugleich war sein Tatendrang nicht zu stoppen, egal wie schwierig die Bedingungen gerade waren. Auch seine Fähigkeiten als Schiffszimmermann sprachen sich schnell herum; die *Provider* ist der schwimmende Beweis für sein Können als Bootsbauer. Grant hat sie zwar schon vor vielen Jahren weiterverkauft, aber sie ist noch immer absolut seetüchtig und liegt heute in Seattle – nicht schlecht für ein Schiff, das in Eigenregie nach Feierabend entstand.

Grant machte trotzdem keine große Welle deswegen, überhaupt war er nicht der Typ, der die Aufmerksamkeit sucht. Er blieb lieber schön im Hintergrund. Sein Sohn war als Erwachsener das genaue Gegenteil: Phil liebte den großen Auftritt, das Adjektiv extrovertiert trifft es ganz gut. Dafür waren seine Launen aber auch so explosiv wie die Brecher auf See, laut und reizbar rauschte er durchs Leben, als würde er von einer gewaltigen Strömung mitgerissen.

Wie sparsam Grant mit Worten umging, zeigt folgende Anekdote: Er hatte seinen Enkel Jake gebeten, einen Zaun auf seinem Grundstück niederzureißen. Jake trank noch eine Limo, bevor er sich an die Arbeit machte. Er entdeckte eine alte Kaffeekanne und gab ihr einen kräftigen Tritt. Zu seiner

Überraschung summte ein Schwarm Bienen aus der rostigen Kanne und ging sofort zum Angriff über. Nachdem er vier-, fünfmal gestochen worden war, wusste Jake sich nicht anders zu helfen, als das trockene Gras der Wiese in Brand zu setzen. Das Feuer breitete sich rasend schnell aus. Grant, der in einem Schuppen vor sich hinwerkelt, bekam nichts mit davon, bis er die Sirene der Feuerwehr hörte, die ein Nachbar alarmiert hatte.

»Was hast du dir dabei bloß gedacht?«, fragte Grant seinen Enkel, während die Feuerwehrmänner im Einsatz waren.

»Ich hab versucht, die verdammten Bienen zu verscheuchen«, erwiderte Jake.

»Ich denke, du hast sie wohl erwischt«, antwortete Grant, lapidar wie immer.

Dass er so schnell nicht aus der Ruhe zu bringen war, rettete Grant auch auf der heikelsten Fahrt seines Lebens. Im Oktober 1978 hatte er das Kommando auf dem knapp 30 Meter langen Krabbenfänger *Golden Viking*, an dem er gegen einen kleinen Betrag als Miteigner beteiligt war. Mit einer Crew von sechs Leuten – inklusive Phil – waren sie im August in See gestochen. Nach ungefähr zwei Monaten hatte Phil einen Unfall an Deck. Seine Hand wurde zwischen einer Leine und der hydraulischen Winde eingeklemmt, mit der die Krabbenkäfige ausgebracht und eingeholt werden. Der Apparat säbelte ihm die Fingerkuppe ab: Der Knochen war zu sehen, der Nagel komplett weggeklappt. Nach der Erstversorgung der tiefen Wunde dampfte die *Golden Viking* nach Dutch Harbor zurück, dem Dreh- und Angelpunkt der gesamten Fischerei auf der Beringsee, damit sich ein Arzt um den Finger kümmern konnte.

Leider gab es in Dutch Harbor damals kein Krankenhaus, nicht einmal eine Notfallambulanz. Ein Rettungssanitäter versorgte den Finger provisorisch, mehr konnte er mit seinen begrenzten Möglichkeiten nicht tun, und verfrachtete Phil auf einen Flug ins 2000 Meilen entfernte Seattle. Die Prognose des Sanitäters war düster: Gut möglich, dass der Finger sofort nach seiner Ankunft in der Klinik amputiert werden musste.

Grant bekam davon nichts mit, denn er war sofort wieder in Richtung Beringsee ausgelaufen, nachdem er Phil in Dutch Harbor abgesetzt hatte. So war das nun mal, wenn man als Skipper den eigenen Sohn als Crewmitglied an Bord hatte. Als Vater hätte Grant nichts lieber getan, als bei seinem Sohn zu bleiben. Doch als Kapitän war er zuallererst für das Schiff und den Rest der Mannschaft verantwortlich – und den wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens. Die *Golden Viking* lieferte ihren Fang in Akutan ab, das etwa fünf Stunden Fahrt weiter westlich lag. Dann nahm sie Kurs auf die Beringsee, um weiter Krabben zu fangen.



Kapitän Phil Harris mit seinem Vater Grant.

»Einen größeren Gegensatz kann man sich nicht vorstellen. Als ich Grant zum ersten Mal traf, konnte ich nicht glauben, dass dieser Mann wirklich Phils Vater war.«

Sig Hansen, Kapitän der Northwestern

Anderthalb Tage später geriet das Schiff in den Ausläufer eines Taifuns. Das Wetter war so grausam, dass die Besatzung nachts aufhören musste zu fischen, weil sie nicht mehr sehen konnte, was die See mit dem Schiff anstellte. Ihr Schiff wurde mit einer solchen Wucht von einem Kaventsmann getroffen, dass alle Fenster auf der Brücke ausgeschlagen wurden. Alles stand sofort unter Wasser, die Elektronik verabschiedete sich mit einem letzten Zischen, selbst der Kompass wurde aus seiner Halterung gerissen. Die Antennen des Schiffs, immerhin 15 Meter über dem Wasser montiert, wurden abgerissen. »Die Welle hat einfach alles mitgenommen«, fasste Grant das Geschehen später zusammen.

»Monsterwellen« nennt die Wissenschaft solche Wasserberge, die entstehen, wenn Stürme und starke Strömungen aufeinandertreffen; gebräuchlich sind auch die Bezeichnungen »Kaventsmann«, »Freak Wave«, »Extremwelle« und »Killerwelle«. Wie auch immer man sie bezeichnet, diese gewaltigen Wassermassen sind wohl das Schrecklichste, was einem auf See begegnen kann.

Grant machte eine schnelle erste Bestandsaufnahme des Schadens: Das Sekuritglas der Brückenfenster war nicht einfach gesprungen, es war in tausende Splitter zerborsten und hatte die Rückwand der Brücke teilweise durchschlagen. Grant selbst hatte ein paar Schnittwunden davongetragen, im Gesicht und über den Ohren. Der Kartentisch war samt Schubladen zur Tür rausgeflogen, das Funkgerät war weg, das Radar tot – und damit hatte der Skipper keine Möglichkeit mehr, seine Position zu bestimmen, geschweige denn mit der Außenwelt zu kommunizieren. Als wäre das alles nicht schon schlimm genug, brach auch noch ein Feuer in einer der Kabinen aus. Eindringendes Wasser hatte einen Kurzschluss verursacht und einen Kabelbrand ausgelöst. Der Schiffsmechaniker rannte zum Stromverteilerkasten im Maschinenraum und rutschte dabei auf den nassen Seekarten aus, die den Boden der Brücke bedeckten. Er krachte gegen eine Wand, stürzte die Treppe hinunter und verletzte sich an der Hüfte. Immerhin gelang es der Crew ziemlich schnell, das Feuer zu löschen. Als Nächstes zersägten die Männer ihre Kojen und schraubten die Sperrholzplatten als Schutz vor die zerborstenen Fenster.

Jetzt sah die Lage schon nicht mehr ganz so finster aus: Die Brücke war vor den Elementen geschützt, das Schiff wieder einigermaßen funktionstüchtig. Die Maschine lief einwandfrei, sie hatten noch genug Treibstoff für die Weiterfahrt und ausreichend Proviant für die Crew. Vor allem aber hatten sie Grant – einen Kapitän, der mit diesen Gewässern so vertraut war wie sonst kaum einer. Auch ohne Elektronik wusste er genau, wo es langging. Für ihn war das Meer wie ein Highway; er sah Leitplanken, wo andere nur auf Wellen

blickten. Weil aber selbst der erfahrenste Skipper unter solchen Bedingungen kaum einen geraden Kurs steuern kann, sammelte Grant erst mal den Kompass vom Boden auf und befestigte ihn provisorisch an einem Regal auf der Brücke. »Keine Ahnung, ob das Ding den Kurs noch korrekt anzeigte«, sagte Grant später. »Aber wenigstens wussten wir jetzt, dass wir nicht im Kreis fahren.« Nach den Sternen zu navigieren, war unter den Sturmwolken keine Option. »Hauptsache, ich konnte so ungefähr die Richtung halten. Auf Südkurs würde ich schon irgendwann eine Insel erwischen, so viel war klar. Die Aleuten erstrecken sich ja wie eine lange Kette über tausend Meilen von Ost nach West.« Er hatte zu diesem Zeitpunkt zwar eine ungefähre Ahnung gehabt, wo er sich befand, aber mangels Funkverbindung konnte er es der Außenwelt nicht mitteilen. Weil es kein Lebenszeichen von ihrem Schiff gab, verbreitete sich an Land die traurige Nachricht, dass die *Golden Viking* vermisst wurde.

Schnell erreichte die Meldung auch Seattle, wo sich Phil von seiner OP erholte. Einen Tag nach der bitteren Prognose des Sanitäters war sein Finger gründlich untersucht worden und die Ärzte hatten ihm versichert, dass eine Amputation nicht nötig sein würde. Der Sanitäter in Dutch Harbor hatte die Wunde so perfekt mit einem Stück Haut vom Unterarm abgedeckt und genäht, dass die neue Haut sich schon mit dem umliegenden Gewebe verbunden hatte. Sein Finger war gerettet.

Es war für Phil also ein Wechselbad der Gefühle – erst die gute Nachricht, dass nicht amputiert werden musste, dann der böse Schatten der Vermutung, dass die *Golden Viking* verloren war; seit Längerem gab es kein Lebenszeichen von seinem Vater.

Die Küstenwache begann eine groß angelegte Suchaktion, zu Wasser und aus der Luft. Mit jedem Tag, der ergebnislos verging, verblasste die Hoffnung, das Schiff oder wenigstens seine Crew zu finden. Die Vorstellung, nun auch noch seinen Vater zu verlieren, war unerträglich für Phil. Aber er war 21 Jahre alt und erwachsen genug, um zu verstehen, dass er sich damit abfinden musste. Er begann mit den Vorbereitungen für ein Begräbnis.

Auf der *Golden Viking* verschwendeten sie nicht einen Moment an den Gedanken, dass sie es nicht nach Hause schaffen würden.

*»Solange ein Schiff schwimmt, habe ich doch keinen Grund,
mir Sorgen zu machen. Alles ist machbar,
wenn der Kahn nur über Wasser bleibt.«*

Grant Harris

Grant hatte mit Bordmitteln Gashebel und Steuer provisorisch repariert, um Kurs halten zu können, aber schneller als einen Knoten lief das Schiff trotzdem nicht. Langsam, viel zu langsam kämpfte sich der havarierte Krabbenfänger zurück in den Hafen von Akutan. Nicht ein Mal kam ein anderes Schiff in Sicht, das ihnen hätte helfen können.

Gegen sechs Uhr morgens an Halloween – also fünf Tage, nachdem der Kontakt zur *Golden Viking* abgerissen war – guckte ein Seemann auf einem Fabrikschiff in Akutan beim Rasieren aus dem Bullauge und beobachtete einen Dampfer, der gerade in den Hafen der Insel einlief. Es dauerte einen Moment, doch dann erkannte er das Schiff – die *Golden Viking*. Vor Aufregung schnitt er sich erst einmal ins Kinn.

Als Grant später davon erfuhr, kommentierte er kurz und trocken: »Manche waren eben doch überrascht, mich wiederzusehen.«

Bei Phil klang die Bilanz weniger nüchtern: »Der ganze Bug war eingedrückt! Mein Vater hat einen Schaden von einer Million Dollar angerichtet – aber allen das Leben gerettet.«

Auch im hohen Alter von 70 Jahren rettete Grant noch Leben, obwohl er eigentlich schon längst seinen Lebensabend genießen wollte. Doch für einen Mann wie Grant existiert so etwas wie Ruhestand wohl nicht, solange er sich noch auf einem Schiff bewegen kann.

Er war 71, als er in der Rolle des Lebensretters noch einmal zu Hochform aufrief. Mit Phil und Jake war er in seinem 42-Fuß-Kutter *The Warrior* vor der Aleuteninsel Unga zum Kabeljaufang rausgefahren. Sie hatten sich gerade auf den Rückweg gemacht, um ihren Fang abzuliefern, als in der Höhe von Sand Point der Motor streikte – ein Leck in einem Ölschlauch. Während Phil sich ans UKW-Gerät hängte, um Mayday zu funken, kletterte Grant mit einem Stück Schlauch und einem Satz Schellen in den Maschinenraum runter, um zu verhindern, dass noch mehr Öl auslief. Keine große Sache, eine solche Notoperation hatte er schon zigmal absolviert. Und mit genügend Zeit hätte er den Job wahrscheinlich selbst mit verbundenen Augen erledigen können.

Nur blieb in diesem Fall keine Zeit. Ein starker Wind und eine fünf Meter hohe Dünung schoben den Kahn unaufhaltsam auf ein Riff zu. Das Leck lag außerdem verdammt ungünstig, er musste sich gegen den Auspuffkrümmer lehnen, um überhaupt an den undichten Schlauch heranzukommen. Es war wirklich Gefahr im Verzug, deshalb blieb ihm der Luxus verwehrt, sich eine weniger schmerzhaftere Lösung zu überlegen. Ohne mit der Wimper zu zucken, konzentrierte er sich auf die Aufgabe, das Leck zu stopfen – obwohl der glühend heiße Auspuff dabei seinen Arm verbrannte.

Er erlitt Verbrennungen dritten Grades und fluchte nicht einmal. Vier Stunden später, als alles überstanden war, pellte er sich in Ruhe das Hemd vom Arm. Die Haut war komplett geschmolzen. Als Jake vorschlug, den Arm von einem Arzt versorgen zu lassen, zuckte Grant nur mit den Schultern. Er holte den Erste-Hilfe-Koffer raus und schmierte den Arm mit Jod und mit einer Salbe ein. Ende der Diskussion.

Sie waren bis auf 15 Meter an das Riff herangekommen, als der Motor wieder lief. Grant hatte mit seinem Einsatz gleich drei Generationen der Harris-Familie vor dem Untergang bewahrt. Eine schöne fette Narbe ist ihm als Andenken geblieben, aber er hat es nicht einen Moment lang bedauert, wie er zu diesem Brandzeichen gekommen ist.

Tatsächlich braucht ein Kapitän mehr als Mut und das nautische Handwerkszeug; Zielstrebigkeit und Geduld zählen ebenfalls zu den wichtigsten Tugenden. Wie 1964, als Grant mit der *Reefer II* und einer Ladung Krabbenkonserven von Kodiak Island Kurs auf Cape Spencer nahm. Normalerweise dauert die Fahrt über den Golf von Alaska zweieinhalb bis drei Tage. Doch dieses Mal kamen ihm ein paar besonders wilde Stürme dazwischen, und er brauchte 18 Tage für die Reise. »War nicht so, dass wir kurz davor waren zu sinken oder so«, fasste Grant die Reise später zusammen. »Aber wir nahmen ordentlich Wasser über. Unsere Pumpen liefen nonstop, und wenn wir auch noch einen Wassereinbruch gehabt hätten, wären wir wohl abgeoffen.« Sein Schiff kam kaum noch voran, mühsam ackerte es sich durch den Sturm: »Langsamer, als wir da gefahren sind, geht überhaupt nicht mehr. War kein guter Törn.«

Er geriet immer wieder in solche Situationen, dazu musste er nicht mal auf See sein. Einmal war er bei Mike Lavalley zu Besuch, der in Snohomish – etwa zwanzig Meilen nördlich von Seattle – eine Spezialwerkstatt für Airbrush-Lackierungen hatte. Mike fiel sofort auf, dass Grants Hemd in Brusthöhe zu einem seltsamen Knoten verdreht war.

»Grant, was hast du mit deinem Hemd angestellt?«, fragte Mike.

»Tja, heute habe ich es fast zu weit getrieben«, erwiderte er.

In diesem Fall meinte er das wörtlich.

Grant erledigte am liebsten alles selbst, auch die Arbeiten an seinem Auto. Dieses Mal wollte er bei seinem Pick-up eine Ummantelung am Kühler befestigen. Von vorne kam er mit seinem Bohrer nicht an das Blech ran, weil noch eine Schutzabdeckung im Weg war, also bohrte er von hinten. Der Bohrer flutschte durch das erste Blech und sauste gleich auch noch durch das zweite – und weiter auf den 77-jährigen Grant zu. Einen Moment lang muss es ausgesehen haben wie ein Samurai, der sich ins eigene Schwert stürzt.

Der Bohrer erwischte das Hemd, wirbelte es herum und stockte erst unmittelbar vor der Brust des tollkühnen Bastlers. Grant kam mit dem Schrecken davon und einem winzigen Kratzer. Und er hatte wieder eine Geschichte mehr zu erzählen, wie er dem Tod von der Schippe gesprungen war. Mike war völlig entgeistert, er konnte nicht fassen, in welche Gefahr sich sein Freund gebracht hatte. »So kann's kommen«, sagte Grant nur.